

Dichterin. B. zeichnet in knappen Strichen die Entwicklung bis in unsere Zeit nach. Er fasst seine Beobachtungen kurz zusammen:

Schon bald war die ganze Bandbreite zwischen Heiliger – hier ästhetischer Diva, die würdig ist, in den Olymp aufgenommen zu werden – und Hure abgesteckt. Diese grundsätzliche Spannung divergierender Sappho-Bilder, die u. a. von unterschiedlichen Aufführungsgenres und Rezeptionsweisen bestimmt ist, prägte grundsätzlich die Rezeption von der Antike bis in die Neuzeit. (432)

B. verweist mit voller Berechtigung auf weiterführende Literatur zur Rezeption (zum Beispiel: Schlesier, R. (2013): Art. Sappho, in: von Möllendorff, P. / Simonis, A. / Simonis, L. (Hrsg.), *Der Neue Pauly. Suppl.-Bd. 8: Historische Gestalten der Antike. Rezeption in Literatur, Kunst und Musik.* Stuttgart/Weimar, Sp. 835-860).

Er erläutert seine Vorstellung von Übersetzung/Translation (442-447). Seiner Auffassung nach ist es kaum möglich, die „besondere Klangfärbung, Lieblichkeit und spezielle Atmosphäre“ (444) wiederzugeben. Ebenso problematisch ist es, die vielfältigen Versmaße angemessen ins Deutsche zu übertragen. Jedenfalls wünscht sich der Übersetzer „einen eigenen Lektürereiz“ (447).

Insgesamt ist das Buch klar strukturiert. An die griechischen Lieder und Liedfragmente samt Übersetzungen ins Deutsche (6-195) folgen Glossen (zitierte Einzelwörter, 196-203), Zitate aus antiken Kommentaren (204-209) und unsichere Fragmente (210-219). Der Anhang besteht aus Bemerkungen zur vorliegenden Ausgabe (223-227), einem metrischen Überblick (228-232), Anmerkungen (233-374), Literaturhinweisen (mit Informationen zu Ausgaben und Übersetzungen, weiteren Lyrikausgaben, Kommentaren, Einführungen sowie weiterer Literatur, 375-384). Daran schließt sich das Nachwort an.

Wer sich mit frühgriechischer Lyrik und speziell mit dem Werk Sapphos befassen will, wird viel Freude an diesem Buch haben, das auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand ist.

DIETMAR SCHMITZ

*Schmitt, A. (2020): Denken ist Unterscheiden. Eine Kritik an der Gleichsetzung von Denken und Bewusstsein. (Studien zu Literatur und Erkenntnis, hrsg. von S. Büttner, A. Schmitt und G. Vogt-Spira., Bd. 18). Heidelberg, 239 S., EUR 36,- (ISBN 978-3-8253-4711-6).*

Es gehört zu den Grundüberzeugungen der Moderne, gerade auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie die Reflexionen auf eine Höhe geführt zu haben, von der aus betrachtet – bei aller Anerkennung und z. T. Bewunderung ihrer Leistungen – alles Bemühen der Antike zu bestimmen, was das Denken zum Denken macht, einer unwiederbringlichen Vergangenheit angehört. Die Auffassung, dass es sich dabei um einen unüberwindlichen Abstand und unüberbrückbaren Gegensatz handelt, speist sich aus dem modernen Bewusstsein, mit der Wende des Denkens auf sich selbst, d. h. auf ein Denken, das den Verstand als dessen Instrument zum Gegenstand der Reflexion macht, dem Erkennen erstmals überhaupt eine Basis aufgewiesen zu haben, die das Prädikat ‚kritisch‘ verdiene.

Allerdings – so entwickelt Arbogast Schmitt (S.) in der Einleitung (bes. 7-18) zu seinem 2020 erschienenen Buch „Denken ist Unterscheiden. Eine Kritik an der Gleichsetzung von Denken und Bewusstsein“ die übergreifende Problemstellung – gehe diese Neuausrichtung mit problematischen Grundannahmen einher. Einer spätmittelalterlichen Traditionslinie (deren Vorläufer v. a. in der antiken Stoa zu sehen sei) folgend, werde mit

der Deutung des Denkens als Bewusstsein im Konzept der über sich selbst aufgeklärten Vernunft dem Denken lediglich noch die Aufgabe zugewiesen bzw. diese darauf reduziert, die ihm bereits gegebenen Gegenstände in einer einheitlichen Vorstellung zu konstituieren und sich dieser Akte zu vergewissern. Das aktive, spontane Denken setzt also immer erst im Gefolge passiver Rezeption ein. Der Weg des Erkennens wird dabei beschrieben als ein Aufhellen, eine Aufklärung einer zwar ursprünglichen, ganzheitlichen, aber zugleich noch dunklen, verworrenen Erfahrung der Gegenstände, die mittels der spezifischen Akte des Denkens (des Vergleichens, des Trennens, Neuordnens, Zusammensetzens und dgl.) in klare und deutliche Vorstellungen überführt werden müssen, wofür Christian Wolff den Begriff „Bewusstsein“ geprägt hat. S. zitiert in diesem Kontext Kants einprägsame Formulierung: „Denken ist, Vorstellungen in einem Bewusstsein zu vereinigen.“ (14).

Dem liegen allerdings – wie S. nachzeichnet – mehrere fragwürdige Annahmen zugrunde. Es steht ja keineswegs von vornherein fest, dass dem Denken in einer vorgängigen, unmittelbaren Ganzheitserfahrung schon Gegenstände gegeben sind. Zudem muss man damit rechnen, dass im Prozess des Verarbeitens und der abschließenden Repräsentation die ursprüngliche Erfahrung nicht vollständig bewahrt, sondern vielfältig über- und umgeformt wird. So entsteht eine Kluft zwischen der Wirklichkeit und dem, wie diese im Bewusstsein vorgestellt wird, und die Reduktion des Denkens auf seine formale Ordnungsfunktion lässt dieses als kalt und distanziert erscheinen, ohne emotionale und praktische Relevanz.

S. erarbeitet diesen Fragenkomplex in fünf Kapiteln, die Überarbeitungen früherer Publi-

kationen darstellen. Die Anordnung der Beiträge ergibt eine stimmige Abfolge, dennoch ist jedes Kapitel aus sich heraus verständlich. Der Ertrag einer Lektüre insgesamt besteht darin – so viel vorab –, einen fundiert begründeten, kritischen Blick auf die vielleicht allzu vertraute und deshalb kaum noch hinterfragte Gleichsetzung von Denken und Bewusstsein zu gewinnen einschließlich ihrer problematischen Folgen, an denen sich die Moderne bis heute abarbeitet, und einer instruktiven Diskussion der Lösungsansätze zu folgen, die antike Positionen (insbesondere von Parmenides, Platon und Aristoteles) zu vielen dieser Aporien bieten. Zudem begegnet den Leserinnen und Lesern ein gänzlich anderer Begriff des Denkens, der gleichwohl beanspruchen kann, einer kritisch-reflexiven Fundierung nicht zu entbehren und neben dem der Moderne bestehen zu können.

Angesichts der Fülle der dargestellten und diskutierten Sachverhalte und z. T. ausnehmend subtilen Argumentationen kann ich beim folgenden Überblick über die fünf Kapitel des Buches nur auf wenige Aspekte eingehen, in der Aussicht, mit der getroffenen Auswahl zu vertiefter eigener Lektüre zu animieren.

Das erste Kapitel *Das Bewusste und das Unbewusste in der Deutung durch die griechische Philosophie – Platon, Aristoteles, Plotin* (25-61) gibt in charakteristischer Auswahl (29) einige grundsätzliche Bemerkungen zum Begriff des Bewusstseins und zeigt, wie es über den engen Bewusstseinsbegriff bei Descartes zur scharfen Entgegensetzung von Bewusstem und Unbewusstem gekommen ist, einschließlich ihrer widersprüchlichen Bewertungen, und begründet überzeugend, dass das Fehlen einer expliziten Bewusstseinstheorie in der Antike nicht als Ausdruck eines naiven Rea-

lismus fehlgedeutet werden dürfe, sondern auf sachliche Gründe zurückzuführen sei. Ausgehend von Plotins Begründungen, dass Denken und Bewusstsein (als Akt, der zu einer anderen Tätigkeit hinzukommt, diese begleitet) etwas Verschiedenes seien, wird anhand von Parmenides, Platon und Aristoteles als Gegenmodell herausgemeißelt, dass „der primäre Akt des Denkens das Unterscheiden“ (42) sei, und zwar das Unterscheiden von Bestimmtem. Der Forderung, rational zu sein, genügt ein Denken dann, wenn es die Erkenntniskriterien des Unterscheidens wissend anwendet (42). Wie sich von einer solchen Auslegung des Denkens als präsentischem Denken seine emotionale und praktische Relevanz ermitteln lässt, wird auf den S. 47-58 gezeigt.

Ohne auf weitere Einzelheiten eingehen zu können: Von diesem alternativen Konzept her gesehen, sind letztlich viele Aporien der modernen Bewusstseinsphilosophie Ergebnis einer Fehldeutung der Leistung des Bewusstseins, wie S. z. B. in der wunderbar prägnanten Formulierung festhält: „Bewusstsein ist also eine Vorstellung, die sich für Begriff hält.“ (60).

Kapitel II *Warum beginnt die europäische Philosophie mit dem Sein und nicht mit dem Bewusstsein?* (63-99) skizziert zunächst wesentliche Entwicklungslinien der Ausbildung der modernen Bewusstseinsphilosophie, die vom Spätmittelalter (Duns Scotus, Wilhelm von Ockham) über die Neuzeit (Descartes, Leibniz) bis zur Aufklärung (Wolff, Kant) führen. Kernelemente des Transformationsprozesses seien die Hinwendung zum empirischen Einzelding, dessen Erhebung zum wohlbestimmten Ding, das alle Elemente seines Begriffs schon in sich enthalte, und die Aufwertung der Anschauung mit der Folge, dass dem Denken lediglich die Verdeutlichung

einer noch ungegliederten Einheit bleibe. Hinsichtlich der ganz anderen Beschreibung des Weges der Erkenntnis empirischer Gegenstände (76-85) bei Aristoteles verweise ich auf zwei markante Unterschiede. Zum einen wähle dieser einen anderen Ausgangspunkt, nämlich eine „Reflexion auf die je besonderen Leistungen der verschiedenen Erkenntnisakte“ (76), zum anderen bedürfe die Erkenntnis eines empirischen Gegenstandes einer Prüfung dessen, was er leiste und wie er sein Vermögen verwirkliche. Das aber ist sein Sein.

Das dritte Kapitel *Zur Erkenntnistheorie bei Platon und Descartes* (101-148) kontrastiert die beiden grundlegenden Erkenntnisbegründungen. Durchaus analog sei das Bemühen einer Überwindung skeptischer Zweifelsgründe in der Suche nach dem, was als sicher gedacht werden könne. Während Descartes allerdings diese Sicherheit im Denken als aus seiner Sicht einzig Distinktem erblicke, habe für Platon das einzig täuschungsfreie Wissen zur Voraussetzung, dass nur das Distinkte denkbar sei (138-139). S. kann dabei zeigen, dass Descartes' Auslegung des sicheren Anfangs auf einer Vertauschung von Beweistheorie und Beweispraxis beruht bzw. Descartes' Beweiskriterium das mit Beweiskriterien Bewiesene ist (116). In diesem Sinne ist es ein oft oberflächlicher und wenig präziser Umgang mit der Tradition entnommenen Begriffen und Kategorien, der Descartes' Texte zu Gründungsdokumenten der Moderne werden lässt.

Eine analoge Problematik greift Kapitel IV auf: *Das Universalienproblem bei Aristoteles* (149-178). Eine gängige Ausdeutung des Universalienproblems ist eine entwicklungsgeschichtliche; diese sieht Platon als Vertreter eines „universale ante rem“ und Aristoteles als Vertreter eines „universale in re“, während

sich im Nominalismus die bis heute vorherrschende Auffassung durchgesetzt habe, dass ein Allgemeinbegriff lediglich ein subjektiv gebildeter Begriff sei („universale post rem“). S. erweist diese entwicklungsgeschichtliche Interpretation als ein Konstrukt, das schon dadurch hinfällig sei, dass das dreifache Verständnis schon in der Antike selbst als „eine Differenzierung nebeneinander bestehender Seinsweisen des Allgemeinen“ (151) belegbar sei. Zudem stelle die Konzentration auf das abstrakte Allgemeine und die Frage seiner Existenz eine erhebliche Verkürzung des Sachverhaltes dar und erst diese habe den Eindruck erzeugt, die beiden anderen Formen des Allgemeinen seien nur eine Hypostasierung oder Ontologisierung. Es ist also – so könnte man etwas paradox konstatieren – gerade das aus einer Komplexitätsreduktion hervorgegangene Gefühl der Überlegenheit, die Antike kritisch hinter sich gelassen zu haben, das einen historisch-philologisch korrekten Zugang zum Universalienproblem verstellt. Diesen legt S. frei, indem er auch unter Einbezug der antiken Kommentatoren Aristoteles' Behandlung des konfusen, immanenten und primären Allgemeinen präzise rekonstruiert. Ein erstaunlicher Befund dieser Rekonstruktion ist S.' Nachweis, dass Aristoteles gerade um die subjektive Seite der Konstitutionsbedingungen gewusst habe. Man kann zunächst nur auf das reflektieren, was und wie viel man vom Gegenstand wahrgenommen hat, und das ist eben nicht dieser Gegenstand.

Das fünfte Kapitel *Einheit des Mannigfaltigen. Der Widerspruchssatz als Erkenntnisprinzip (1) bei Kant und Wolff und (2) bei Aristoteles und Platon* (179-217) thematisiert viele der zuvor behandelten Frage- und Problemstellungen, v. a. was die Analyse der

Grundlagen des Erkennens und des Erkenntnisprozesses betrifft, und vertieft sie, ist aber in der Diskussion einiger Lehrstücke Wolffs und Kants voraussetzungsreich und verlangt den Leserinnen und Lesern die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit durchaus sperrigen Sachverhalten ab. Nur so viel: Die vorzüglichen und gut verstehbaren Erklärungen der Hypothese des Eidos und des Widerspruchsprinzips befreien den Satz vom Widerspruch von dem ungerechtfertigten Vorwurf, ontologisch und bloß tautologisch zu sein, wenn man ihn nicht auf scheinbar gegebene Gegenstände, sondern korrekt auf unsere Meinungen und Urteile über sie und als Kriterium zu deren Korrektur anwendet. Darin liegt sein innovatives Potenzial.

Ein großartiges Buch! Mit philologischer Akribie und fesselnder philosophischer Erschließungskraft zeigt S. in seiner Deutung des Denkens als Unterscheiden, dass zahlreiche der seit der Moderne gerade auf dem Felde der Erkenntnistheorie als unumkehrbar geltenden Einsichten auf fehlgreifenden und engführenden Umdeutungen platonisch-aristotelischer Positionen beruhen, deren reflexiv-kritisches Niveau einem bewusstseinsphilosophischen zumindest ebenbürtig zur Seite steht.

BURKARD CHWALEK

*Möller, M. (Hg.) (2021): Ovid-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Berlin, J.B. Metzler, 516 S., EUR 99,99 (ISBN: 978-3-476-05684-9).*

Dieses Ovid-Handbuch umfasst 86 Beiträge aus der Feder von 41 Autoren und Autorinnen, unterteilt in sechs Großkapitel: *I Leben und biographische Kontexte, II Voraussetzungen, III Werk, IV Ästhetik und Poetologie, V Themen und Konzepte sowie VI Rezeption.* Kap. I bietet Beiträge zu den Themen „Ovid im Kontext